



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

V. Teil:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93965)

F Ü N F T E R T E I L

Haushalt-Uhr

Der Mond, der scheint,
das Kindlein weint;
die Glock' schlägt **zwölf**,
daß Gott doch allen Kranken helf!

Gott alles weiß,
das Mäuslein beißt;
die Glock' schlägt **eins**,
der Traum spielt auf dem Kissen dein.

Das Nönnchen läut'
zur Mettezeit;
die Glock' schlägt **zwei**,
sie gehn im Chor in einer Reih'.

Der Wind, der weht,
der Hahn, der kräht;
die Glock' schlägt **drei**,
der Fuhrmann hebt sich von der Streu.

Der Gaul, der scharrt,
die Stalltür knarrt;
die Glock' schlägt **vier**,
der Kutscher siebt den Haber schier.

Die Schwalbe lacht,
die Sonn' erwacht;
die Glock' schlägt **fünf**,
der Wanderer macht sich auf die Strümpf'.

Das Huhn gagackt,
die Ente quackt;
die Glock' schlägt **sechs**,
steh auf, steh auf, du faule Hex!

Zum Bäcker lauf,
ein Wecklein kauf;
die Glock' schlägt **sieben**,
die Milch tu an das Feuer schieben!

Tu Butter nein
und Zucker fein;
die Glock' schlägt **acht**,
geschwind dem Kind die Supp' gebracht!

Volksgut

Häusliche Epistel

Die Mädchen sind gut und machen sich gerne

— Ihr könnt' es mir glauben —

was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.
Laß der andern die K ü c h e zum Reich! Da gibt es, wahrhaftig,
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter
schmackhaft zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahreszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
denkt sie an Vorrat schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
gärt ihr kräftiger Kohl und reifen im Essig die Gurken;
gerne nimmt sie das Lob von Vater und allen Geschwistern,
und mißlingt ihr etwas, da ist's ein größeres Unglück,
als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Eine Schwester besorget den G a r t e n, der schwerlich zur Wildnis,
deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
sondern in zierliche Beete geteilt, als Vorhof der Küche,
nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die N a d e l
ruht im Jahre nicht leicht: denn, noch so häuslich im Hause,
mögen sie öffentlich gern als modische Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flickern vermehrt, das W a s c h e n und
hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle [B ü g e l n,
sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
niemals wär' ich verlegen um Arbeit!

Johann Wolfgang Goethe

Eurykleia, die treue Schaffnerin im Hause des Odysseus

1. Die Sorge um den Sohn des Hauses

Und Telemachos ging in die weite
Vorratskammer des Vaters, wo Gold in Haufen und Erz lag,
Zeug und Gewand in Truhen verwahrt und die duftende Fülle
lauteren Ols. Auch standen daselbst die Krüge des alten,
auserlesenen Weins und bargen die göttliche Labung,
längs der Wand in Reihen gestellt, wenn wirklich Odysseus
wiederkäm' und hätte der Leiden viel überstanden.

Breit, mit doppelten Flügeln, verschloß die sichere Pforte
immer den Raum, bei Tag und Nacht von der Alten behütet,
Eurykleia,

die dies alles mit klugen, erfahrenen Sinnen versorgte.

Aber Telemachos rief sie herein und redete also:

„Mütterchen, schöpfe mir Wein, den süßesten außer dem einen,
den du bewachst und denkst in dir, es käme vielleicht doch
der Unseligste wieder nach Haus, der Göttergezeugte,
fülle mir gleich zwölf Krüge davon und schließe die Deckel!
Schütte mir Gerste sodann in die guten gedichteten Schläuche,
zwanzig Maße gemahlenen Schrots. Doch werde dies alles
ganz in der Stille besorgt und bleib ein strenges Geheimnis.
Dann, am Abend, nehm ich es mir, wenn oben die Mutter
schon zur Nacht ihr Lager gesucht und legte sich schlafen;
denn übers Wasser reis' ich nun, zur sandigen Pylos
und bis Sparta hinaus, ein Wort vom Vater zu hören.“

Sprach's, und es weinete laut die Wärterin Eurykleia,
weil sie solches vernahm, und rief mit Schluchzen und Seufzen:

„Sag', liebes Kind, wie kam dir nur solch Wagnis zu Sinne,
daß du uns hier verlässest und fährst durch alle die Länder
ganz alleine, mein Herz? Und ging doch also dein Vater
bei den fremden Gesellen zugrund, der große Odysseus.
Gehst du hier fort, so sinnen sie dir im Rücken ein Leides:
Wie sie dich töten mit List und teilen einander dein Erbe.
Bleib und sitz auf deinem Gehöft; was sollen da draußen
Wellen und Sturm dir Leid antun und treiben dich irre?“

Aber Telemachos sagte darauf verständigen Sinnes:

„Mütterchen, fasse nur Mut; mir kam nicht ohne die Götter
dieser mein Plan. Doch schwöre mir jetzt, du wirst es der Mutter
nimmer erzählen, bevor vielleicht zwölf Tage verflossen,
oder sie möchte mich sprechen und hört es, daß ich davonging;
daß sie doch nicht ihr schönes Gesicht durch Tränen herabbringt.“
Da er gesprochen, so schwur sie's ihm beim Namen der Götter.
Aber nachdem sie geschworen und alle Gebräuche vollzogen,
ging sie sogleich, den Wein in die Henkelkrüge zu schöpfen;
dann aber tat sie das Mehl in die guten gedichteten Schläuche.

2. Das Erkennen

Endlich — nach 20 Jahren — ist Odysseus in Bettlergestalt in seinen Palast heimgekehrt. Gastfreundlich will die Gattin Penelopeia den Fremdling baden, salben und neu kleiden lassen.

Da erwiderte ihr der bewanderte, kluge Odysseus:
„Königin, ehrbar Weib des Laertes-Sohnes Odysseus,
wahrlich, es sind mir Kissen verhaßt und schimmernde Decken,
seit ich zuletzt den Schnee auf Kretas zackichten Gipfeln
sah und wandte mich ab und ruderte fort übers Wasser.
Laß mich liegen dahier wie sonst die schlummerberaubten
Nächte hindurch; ich lag gar oft auf schmählichem Lager
über die Nacht hin wach, die göttliche Frühe erwartend.
Auch ein Fußbad möchte mir nicht im Herzen gefallen;
und mir berührt nicht eine den Fuß von allen den Weibern,
welche dahier im Saal und Haus euch Dienende heißen,
außer, ihr habt ein Mütterchen hier, ein altes, vertrautes,
die, mir gleich an Jahren und Leid, schon vieles ertragen;
der vergönn ich vielleicht, den Fuß mir waschend zu halten.“
Da erwiderte ihm die sorgende Penelopeia:

„Lieber Gast —
wisse, mir lebt im Haus ein Mütterchen, wackeren Sinnes,
den Unseligen nährte sie und wartete seiner,
nahm in die Hand ihn auf, des Tags, an dem er zur Welt kam;
und so wasche sie dich, wiewohl sie schwach und betagt ist.
Auf! Erhebe dich nun, vielsorgende Eurykleia,
wasche den Altersgenossen des Herrn: denn freilich, Odysseus
ist vielleicht ein solcher bereits an Händen und Füßen:
jählings altert der Mann, den Not und Übel bedrängen.“
Sprach's. Und der Schaffnerin kamen die blanken Tränen geschossen;
und sie schlug die Hände vors Aug und jammerte kläglich:
„Weh, wie leid ich um dich, mein Sohn! Ja wahrlich, es hat dich
Zeus vor sämtlichen Menschen gehaßt, und warest so fromm doch!
Hat doch keiner dem Zeus, dem blitzaussendenden Vater,
so viel Lenden verbrannt und gefällige Hundertopfer,
als du gabst und betetest stets, er möge dir später
ein verklärtes Alter und Lust am Sohne verleihen.
Nun aber schwand dir Einzigem ganz die Stunde der Heimkehr!“ —
Sprach's. Und die Schaffnerin holte sogleich den blinkenden Kessel,
goß fürs Fußbad Wasser hinein, die reichliche Menge,
kaltes zuerst und warmes hernach. Hingegen Odysseus
setzte sich rasch zu seiten des Herds, ins Dunkel gewendet;
denn er befürchtete gleich, das Mütterchen möchte die Narbe,
wenn sie ihn wüsch', erkennen, und flugs käme alles zutage.
Und sie kam und wusch ihren Herrn und kannte die Narbe
gleich auf der Stelle, die einst am Parnas mit blinkendem Hauer

ihm ein Eber geschlitzt, auf Jagd mit Autolykos' Söhnen.
 Da die Schaffnerin nun sein Knie beim Waschen betastet,
 ward sie der Narbe gewahr, ließ los: so fiel des Odysseus
 Fuß ins Wasser zurück. Das eherne Becken erdröhnte,
 seitwärts übergeneigt. Es floß das Wasser zur Erde.
 Lust und Leid ergriff sie zumal; und beide die Augen
 füllten sich an mit Tränen, ihr stockte die glühende Stimme.
 Und sie ergriff des Odysseus Kinn und sagte die Worte:
 „Kindlein, liebes, du bist's, Odysseus, und ich erkannt dich
 doch nicht eher, bevor ich nicht rings den Herren betastet!“
 Sprach's und sandte den Blick zur Penelopeia hinüber;
 denn sie wollt ihr zeigen den lieben Gemahl, der heimkam.
 Der aber wandte Athene den Sinn auf andre Gedanken;
 und sie sah und ahnete nichts. Hingegen Odysseus
 griff mit der Rechten sogleich den Schlund der Alten und zog sie
 mit der Linken nahe herzu und sagte die Worte:
 „Mütterchen, willst du mich töten, nachdem du mich selber gesäugt
 hier, an der eigenen Brust, und nun nach vieler Betrübniß [hast,
 kehr ich im zwanzigsten Jahr nach Haus, ins Land meiner Väter?
 Wenn dir jedoch ein Gott ins Herz gab, daß du mich kanntest,
 schweig, daß keiner dahier im Haus dergleichen erfahre.
 Denn, so sprech ich es aus; und also, wahrlich, geschieht es:
 Gab erst Gott mir unter die Hand die trutzigen Freier,
 schon ich auch dein, o Wärterin, nicht, wann immer hernach ich
 hier in Saal und Gehöft die dienenden Weiber erwürge.“
 Da erwiderte ihm die sorgende Eurykleia:
 „Kindlein, lieb's, welch Wort entfloh dem Zaun deiner Zähnel
 Weißt du doch selbst, mir ward ein unerschütterlich Herze:
 Stumm, wie Eisen und Stein verwahr ich innen die Kunde.
 Nun aber hör ein ander Wort und wahr's in der Seele.
 Zwang erst Gott in deine Gewalt die trutzigen Freier,
 nenn ich im Haus dir jegliche dann der dienenden Weiber,
 welche dir Schande gemacht, und welche sich wacker gehalten.“
 Da entgegnete ihr der bewanderte, kluge Odysseus:
 „Mutter, es wäre vergebliche Müß, mir alle zu nennen,
 denn ich schau und merke mir wohl, was jegliche tauge. —
 Du aber wahre den Mund und laß das andre den Göttern!“
 Sprach's, und die Schaffnerin ging vom Saal und holte fürs Fußbad
 ihm frisch Wasser herein; das alte war alles vergossen.
 Da sie ihn aber gewaschen und wohl mit Öle gesalbet,
 rückte Odysseus gleich den Stuhl zum wärmenden Feuer
 gegen den Herd. Das Lumpengewand verhüllt die Narbe.

Aus Homers „Odyssee“
 in der Übersetzung von Rudolf Alexander Schröder

*Ein edles Beispiel
macht die schweren Taten leicht.
(Goethe)*

Jane Addams — ein großes Vorbild für die Jüngerinnen und Jünger der sozialen Berufe

1. Die Wohnungsfrage

Ein sechsjähriges kleines Mädchen, wohl behütet am Rande der Stadt aufgewachsen, kommt auf einem Gang mit dem über alles geliebten Vater zum erstenmal in das Armenquartier der Stadt. Bestürzt überhäuft es den Vater mit Fragen, warum die Leute in so entsetzlichen Häusern und so dicht beieinander leben. Auf seine Antwort erklärt es mit Bestimmtheit, wenn es groß wäre, so würde es in einem großen Hause wohnen, wie das jetzige väterliche, aber es würde es nicht zwischen andere große schöne Häuser setzen, sondern mitten zwischen elende Häuser wie diese hier.

2. Das Wagenrad

Dasselbe Kind, früh mutterlos, lebenswach und verträumt zugleich, träumt Nacht um Nacht denselben seltenen Traum. Die ganze Welt ist tot außer ihr selbst, und auf ihr ruht die Verantwortung, ein Wagenrad zu machen. „Ich stand immer auf demselben Fleck in der verlassenen Schmiede, dunkel sinnend, wie ich beginnen solle, und nie wußte ich, wie, obgleich mir klar war, daß die Geschäfte der Welt nicht wieder in Gang gebracht werden konnten, bis wenigstens ein Rad gemacht wäre und jemand den Anstoß gäbe...“ Am Tage drauf stiehlt sie sich in das Tor der Schmiede und beobachtet heimlich, was vorgeht, sich den Hergang einprägend, so gut sie kann.

3. Der Müllerdaumen

Die zehnjährige Tochter des Mühlenbesitzers Addams im Staat Illinois kannte keinen größeren Ehrgeiz als — einen „Müllerdaumen“ zu erlangen wie er durch lebenslängliches Durchfühlen des Mehls auf seine Qualität in der Reibung zwischen Daumen und Zeigefinger entsteht. Dies Stückchen Wirklichkeit wird dem, der ihr späteres Wirken kennt, zum Symbol für ihr Wurzeln in der Arbeit des Alltags, an der sie sich ihr Teil nie nehmen ließ, und für ihre geistige Sauberkeit bis ins letzte, die sie kein Wort hinausgehen, keine Angabe weitergeben ließ, die sie nicht aufs genaueste auf Gehalt und Richtigkeit durchgeprüft hätte.

4. Das wahre Weltbürgertum

Unvergeßlich bleibt Jane der Anblick des Vaters, als sie, noch nicht zwölfjährig, ihn eines Tages in feierlich ernster Haltung mit einer Zeitung in der Hand in seinem Zimmer findet. Auf ihre wißbegierige Frage erfährt sie, Mazzini sei gestorben. Wer ist das? Und als sie mehr erfährt, will es ihr unlogisch erscheinen, da der Vater ihn doch nicht gekannt habe; sei er ja auch kein Amerikaner gewesen, wie könne man da um ihn trauern. Bis als Ergebnis des Gesprächs, später wie ein Vermächtnis bewahrt, sich ihr Eines herauschält: ein Gefühl für die echte Verwandtschaft zwischen Menschen gleicher Sinnesart und gleichen hohen Strebens, über alle Unterschiede der Sprache, Nationalität und Konfession hinweg! Ein ahnendes Wissen darum, daß diese Dinge für nichts zählen zwischen Menschengruppen, die für Freiheit kämpfen, sei es, wie Mr. Addams, für die Aufhebung der Negersklaverei in Amerika oder, wie Mazzini, für sein italienisches Vaterland. Wie plastisch mag ihr später auf diesem Goldgrund der Kindheitserinnerung in ihren historischen Studien das Bild des „Jungen Europa“ geworden sein, das Jünger Mazzinis von der Schweiz aus unter das Symbol der Brüderlichkeit unter den Völkern über alle Existenzkämpfe der einzelnen Staaten stellen wollten!

5. Jennie und George

Die Spielkameradschaft mit dem Stiefbruder George gräbt Jennie einen anderen Zug in ihr Kindheitsgedächtnis, dem später ungezählte Kinder von Chicago und darüber hinaus es danken dürfen, wenn ihnen Raum für ihre eigene Welt geschaffen wird.

Vom 12. bis zum 17. Jahre sind Jennie und George unzertrennlich, teilen miteinander Abenteuer in der Natur und frühen Forscherdrang, auch das erste Aufdämmern der jugendlichen inneren Schwierigkeiten und mehr noch die freien Spiele der Phantasie. Von einer Woche zur andern, von einem Sommer in den nächsten ziehen sich diese Spiele in und um die Mühlen des Vaters, durch die Gärten und Waldungen — Ritterdramen, Kreuzzüge und heimliche Altarbauten.

Die Erinnerung daran bricht auf in einem herzerreißenden Mitgefühl, als sie später in Chicago beobachtet, wie die Großstadtkinder kein Fleckchen Raum für ungestörtes Spiel haben, und wird so brennend, daß sie nicht ruht, bis die Kinder von Chicago die ersten und mit der Zeit die schönsten öffentlichen Spielplätze Amerikas, vielleicht der Welt, ihr eigen nennen. Es war in ihr das tiefste Wissen Schillers, „daß der Mensch nur spielt, wo er in voller Bedeutung Mensch ist, und daß er nur da ganz Mensch ist, wo er spielt.“ Freilich — der Spielplatz genügt nicht; es muß die Zeit und die innere Freiheit zum Spielen vorhanden sein. In ihren

Anstrengungen, Einfluß auf die Gesetzgebung von Chicago und Illinois und später der amerikanischen Bundesregierung zu gewinnen, steht die Einschränkung der gewerbsmäßigen Kinderarbeit und die Einrichtung der ersten Jugendgerichte obenan. Die Nöte der Jugend sind Jane Addams zeitlebens besonders nahe gegangen. Unter ihren eigenen Schriften war ihr ein Buch von 1910 „Der Geist der Jugend in den Großstadtstraßen“ fast das liebste. Sie macht sich darin zum warmen Anwalt der viel gescholtenen Jugend, die, um Traum und Spiel betrogen, in oberflächliche Freuden gedrängt wird, weil die Fürsorge der vorangehenden Generation es nicht verstanden hat, ihren tieferen Bedürfnissen zu bieten, was nottut. In jeder Frau erhoffte sie für die Zukunft eine Sozialarbeiterin, sei es in Organisationen, sei es unmittelbar in der Nächstenhilfe...

6. Der Stierkampf in Madrid

Herangewachsen, voll heißen Dranges, in der Welt zu helfen, aber noch ohne sichtbaren Weg, vom Willen zur Tat zu gelangen, macht die 27jährige, die um ihrer Kränklichkeit willen das Medizinstudium hatte aufgeben müssen, eine Reise nach Europa. Am Ostersonntag 1888 besucht die kleine Reisegesellschaft zu fünft einen Stierkampf in Madrid. Die anderen verlassen angewidert das Schauspiel — Jane Addams, die Feinnervige, bleibt bis zuletzt und erträgt den Vorwurf, den man ihr macht. Sie kann in der Nacht darauf schwer einschlafen, die Eindrücke lassen sie nicht los, sie sucht sich klarzumachen, was die Menschen solche Lust an so grausamem Tun empfinden läßt; kommt es nicht darauf an, statt der Gewalt ganz andere Kräfte zu wecken? Muß man nicht damit anfangen, wo sie im Menschen durch wirtschaftliche Gedrücktheit am tiefsten gehemmt oder verschüttet sind? Und da steht plötzlich in ihren grübelnden Gedanken das Einwandererviertel von Chicago in ihrer Heimat vor ihr mit all dem Elend und der hilflosen Verlassenheit seiner entwurzelten Bewohner. Da ist eine Aufgabe; da kann ein Anfang gemacht werden, die edleren Regungen des Menschenherzens bloßzulegen und zu pflegen, so allmählich das Barbarentum zu zersetzen, das beim Stiergefecht unter der Tünche der Zivilisation zum Vorschein gekommen war.

Am Morgen beichtet sie ihrer Freundin Ellen Starr, die sofort versteht und einschlägt. Hier ist in dieser Stunde Hull House entstanden, das weltberühmte, weltenaufnehmende, weltenversöhnende „Settlement“ in Chicago.

7. Hull House

Dreierlei war der Gründerin klar: sie wußte, was für eine Art Haus, und sie wußte, was für eine Nachbarschaft sie wollte: ein geräumiges Haus in einem Immigrantenviertel mitten unter diesen Verlassensten der Verlassenen; ihnen wollte sie der „gute Nachbar“

sein, der in der Erklärung Luthers zum nötigen „täglichen“ Brot gehört, weil sie landfremd, unterdrückt, von den Reichen ausgenutzt waren. Eine Zufluchtsstätte für äußere und innere Not, eine Stätte des Austausches und wechselseitigen Lernens sollte es werden, wobei sie das, was sie lernte von den Männern mit der schwierigen Hand, von den Müttern mit ihrer steten Bereitschaft zum Darben für die Ihren, ihr Leben lang höher einschätzte, als was sie und ihre Mitarbeiter den andern aus dem Schatze ihres geistigen Reichtums zu bieten hatten.

Mitbegründerin wurde, wie sie in Madrid gelobt, die Malerin Ellen Starr. Gut, daß sie warteten, unermüdlich warteten, die Stadt immer neu durchquerten, um persönliche Fühlung mit den Menschen und Einrichtungen der Stadtverwaltung, der Industrie, der Wohlfahrt, soweit es solche damals schon gab, zu nehmen. Sie brauchten das Haus nicht zu bauen. Eines Tages standen sie davor. 800 Halsted Street stand es, groß, anspruchslos im Äußeren, zurückgezogen von der Straße, mit Platz zum Ausbau rundum, innen weiträumig und hell. Ein Bürger Chicagos, bekannt durch seine Güte zu Kindern und seine lebhaften Interessen für soziale Fragen und Strafreform, hatte es sich 1850 erbaut und war 1889 gestorben, eben als Jane Addams am Suchen war. Es wurde ihr zuerst vorübergehend, dann dauernd von den Erben anvertraut. Und es stand tatsächlich im Einwandererviertel, in einem der Elendsviertel, auf dessen Arbeitskräften zum Teil damals die blühende Industrie der Stadt aufgebaut war.

Ein Zentrum für soziales Leben bieten, erzieherische und philanthropische Unternehmungen einrichten und aufrechterhalten sowie die Lebensbedingungen der Arbeiterviertel untersuchen und heben, so bezeichneten die beiden Gründerinnen ihre Absichten bei der rechtlichen Eintragung ihres Heims in das amtliche Register. Und sie hielten, was sie versprochen. Schnell verschwand der Argwohn bei den ersten Besuchen in der Nachbarschaft; man fühlte die Aufrichtigkeit und Wärme, auch wo man den Willen noch nicht verstand. Bald fanden sich Gäste zu Mahlzeiten, zu Aussprachen ein, in kurzem war ein Kindergarten im Hause; soziale Forschung ergab sich aus dem, was den Mitarbeitern anvertraut wurde, wobei sich die Gesprächspartner nie als die Ausgefragten fühlten. Das Settlement stellt so einen Versuch dar, zur Lösung der sozialen und industriellen Probleme beizutragen, die durch die Lebensbedingungen einer modernen Großstadt geschaffen werden.

8. Der Kehrrichtinspektor

Eine Kette wohlgeprüfter Beschwerden seitens Hull House über Mangel an Hygiene bei der Müllabfuhr endete damit, daß Jane Addams 1894 zum Städtischen Kehrrichtinspektor ernannt wurde, das erstemal, daß eine Frau, ein damals noch nicht stimmfähiger Bürger,

eine solche Stellung innehatte. Sie war stolzer darauf, als auf die meisten Ehrungen, die ihr neben dem Friedens-Nobelpreis mit der Zeit zuteil geworden sind. Obwohl sie das Amt nur drei Jahre ausübte, hat sie es stets im „Who is Who“ in der Liste ihrer Tätigkeiten angeführt, ein kleiner Zug, der zeigt, wie vollauf und in jedem Sinne diese Idealistin in der Wirklichkeit wohnte.

9. Das sanfte Gesetz

Dem Ubel nicht widerstehen hieß für sie, den physischen Widerstand verschmähen, um an das Tiefere, das Menschliche heranzukommen und es somit anrühren und erschließen zu können. Es war am Tage der Eröffnung der ersten Kunstaussstellung in Hull House; sie wußte, daß ihre Nachbarn in die vornehmen Museumsviertel sich schwer verirrt, deshalb ließ sie die Kunst in rechter Auswahl zu ihnen kommen. Der Tag war reich besetzt, viele Pflichten riefen Jane Addams, die, wie gewohnt, auch an diesem Tage einige Stunden Hausarbeit selbst verrichtete. Ein paar Lausbuben läuten plötzlich einmal ums andere an der Vordertür, um zu verschwinden, wenn die Besitzerin hinunterkommt. Trotzdem geht sie jedesmal aufs neue, ein krankes Kind in ihrem Arm, und jedesmal, so denkt eine Besucherin, ist die Gütige die Genarrte. In guter Absicht geht diese beim nächsten Klingelzug den Buben nach und fertigt sie handgreiflich ab, um Jane endlich zu schützen. Sie aber, als sie es erfährt, ist traurig darüber: „Sie haben meine Arbeit zurückgeschraubt“, sagte sie, „vielleicht um Jahre. Die Buben waren dabei zu lernen, was es heißt, dem Ubel nicht mit Gewalt zu steuern.“

10. Die Schinkenärmel

Unsere Freundin hatte jung Tolstoj's Schriften gelesen, sie fühlte dunkel eine innere Verwandtschaft mit ihm, bewunderte seinen für seine Lebensumstände unerhörten Versuch, in die richtige Beziehung mit der untersten Menschenschicht zu gelangen, aber die getreue innere Stimme, die sie fast nie im Stich ließ, warnte sie vor einseitiger Gefolgschaft. Auch hier muß sie, wie beim Stiergefecht in Madrid, zu Ende denken, selber sehen und urteilen. Das ist ihr eine Reise nach Rußland wert. Die Unterredung auf Jasnaja Poljana, dem Gut des Grafen, wo er seine Schule für die umliegenden Dörfer unterhielt, führte sicherlich in die Tiefe und hat beide bereichert. Charakteristisch für sie beide war dabei eine Bemerkung am Außenrande ihres Gespräches. Es war zur Zeit, als die Schinkenärmel „Mode“ waren. Tolstoj zupft an der Stoffüberfülle an Jane Addams' Arm. „Davon könnte man ein Kinderkleid machen“, sagte er und fragt, ob sie sich damit nicht dem „Volk“ entfremde. Nein, muß er erfahren, im Gegenteil, die Mädchen in ihrer Nachbarschaft in Chicago tragen weitere Ärmel als sie — unterstrichene Ablehnung der Mode würde eine Schranke zwischen ihr und ihnen aufrichten.

11. Quäkertum

1681 hat William Penn, der zum Quäker gewordene englische Admiralssohn, einem Robert Addams aus Oxfordshire in England ein Stück Land in der von ihm vorbereiteten Siedlung in Pennsylvanien verliehen. Die Addams haben bis zu Janes Vater John Addams die Quäkertradition weitergeführt. Dieser selbst hatte sich von den kultischen Formen der Vorfahren gelöst und seinen Kindern die Wahl ihres Bekenntnisses nach erlangter Reife überlassen, aber er stand in der gleichen Gesinnung, und seine Tochter zählte sie zu den bestimmenden Mächten in ihrem Leben, mehr als die übrige Familie es haben wollte.

1918 schloß sie sich mit Freuden einer Quäkerdelegation an, die sich als Botschafter guten Willens nach Berlin begab. Es war eine Fahrt ins Ungewisse: die Berliner Bevölkerung in tiefster Niedergeschlagenheit, zerspalten in leidenschaftlichen Kämpfen für und gegen die Annahme des Versailler Friedens, für und gegen die neue republikanische Staatsform, noch vor wenigen Tagen zwischen den Gefahren des Einmarsches der Alliierten und des Ausbruchs erbitterten Bürgerkriegs hin- und hergerissen, das war die Situation in jenen Sommertagen. Am 6. Juli 1919 trafen über Köln die ersten englischen Quäker, am 7. Juli die amerikanische Delegation mit Jane Addams ein, die ersten Privatpersonen aus den Ländern der Alliierten mit offiziellen Pässen für Deutschland. Die Schreiberin dieser Zeilen, die im Kriege das Berliner Hilfswerk für die „Internierten Feinde“ geleitet hatte, konnte ihrer Botschaft des guten Willens die Wege ebnen helfen. Noch ohne bestimmte andere Absicht kamen sie, um durch ihr Dasein als „Nachbarn“ sich dahin zu stellen, wohin ihr Herz und ihr Rechtsgefühl sie wies, so wie einst die junge Jane Addams nach Halsted Street gekommen war — und sie wurden, nach erstem Befremden, verstanden, erwarben Vertrauen, bauten Brücken und fügten Hände zusammen, wie es einst in Chicago geschehen war. Die unvergeßliche mehrjährige Hilfsaktion der Quäkerspeisung für 1½ Millionen unterernährter deutscher Kinder ist aus dieser ersten Erkundungsfahrt hervorgegangen!

12. Kindergarten und Negerviertel

Als dann 1928 die Verfasserin in Hull House ihren Gegenbesuch machen durfte, galt der erste Gang im Hause dem Kindergarten, der zweite den kunstgewerblichen Werkstätten der Kinder, den beiden Lieblingsschöpfungen der Gründerin. Nie vergesse ich, wie sie bei jedem Stück, das ich in der keramischen Werkstätte in die Hand nahm, etwas Charakteristisches vom Wesen des Jungen oder Mädchens zu erzählen wußte, das es hergestellt, das sich darin ausgedrückt hatte; wie sie sich der kleinen Unregelmäßigkeiten freute, die den individuellen Ursprung und Wert verrieten, und wie liebevoll ihre Hand noch einmal über die gebrannte Schale strich, die sie

mir schenkte, und die Gabe dadurch unbewußt zur Kostbarkeit machte, daß ich fühlte, sie trennte sich schwer davon, besser gesagt: sie trennte das Werkchen ungern von Hull House, dem sozialen Mutterboden, dem es entsprossen.

Und auf der Ausfahrt, für die sie sich einen ganzen Nachmittag freimachte, waren es zwei Komplexe von Chicago, die dem Gaste außerhalb der geliebten Nachbarstadt im Ausländerviertel von innen und außen zu zeigen ihr am Herzen lag: die Universität und das Negerviertel. Die Stätte der Forschung und des Wahrheitsdienstes, mit der Hull House immer mehr sich zu sozialpädagogischen Aufgaben verbunden hatte, und die Straßenzüge, in denen das Negervolk Chicagos, wenn auch nicht mehr zwangsmäßig dorthin verbannt, in der Gemeinschaft untereinander den Ausgleich für das suchte, was die Mehrheit der weißen Mitbürger ihm noch immer an menschlicher Brüderlichkeit versagte; beide dünkten sie gleich geeignet, der Besucherin für die Mitschwesterin auf dem europäischen Kontinent die Botschaft mitzugeben, wieviel noch zu tun bleibe — für Frieden und Freiheit.

13. Abschied

Vor ihrer Bestattung — 1935 — legten Arbeiter, die zu Tausenden ihr auf dem Wege zur Fabrik den letzten Gruß entboten, die Essensträger beiseite und standen andächtig dankbar vor ihrem Sarge. Einer von ihnen, ein Grieche, als er hörte, daß sie nicht, wie er gemeint hatte, „von Staats wegen“ noch nach den Riten einer bestimmten Kirche begraben wurde, nickte beifällig. „Sie nicht ein Volk allein, sie nicht nur eine Religion“, sagte er in seinem gebrochenen Englisch. „Sie alle Völker, sie alle Religionen.“

Elisabeth Rotten

Wenn die Zeit erfüllet ist . . .

Wenn die Zeit erfüllet ist, in der dem Kinde die gebührende Achtung geschenkt und seine unendlichen Möglichkeiten entwickelt werden, dann mag ein Menschentyp erstehen, für den es keiner Ermutigung zur Abrüstung und zum Widerstand gegen den Krieg bedarf, weil dann seine Natur so beschaffen sein wird, daß der Mensch den Zustand der Entwürdigung und der moralischen Verderbtheit nicht ertragen könnte, der die Teilnahme am Kriege möglich macht.

So müssen die Pflegerinnen und Erzieherinnen des Kindes der Stoßtrupp im Kampf für den Frieden werden!

Maria Montessori

Friede

Jeder hat's gehabt,
keiner hat's geschätzt,
jeden hat der süße Quell gelabt,
o wie klingt der Name Friede jetzt!

Klingt so fern und zag,
klingt so tränenschwer,
keiner weiß und kennt den Tag,
jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Sei willkommen einst,
erste Friedensnacht,
milder Stern, wenn endlich du erscheinst
überm Feuersdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt
jede Nacht mein Traum,
ungeduldig rege Hoffnung pflückt
ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
wenn aus Blut und Not
du am Erdenhimmel uns erscheinst,
einer andern Zukunft Morgenrot!

Hermann Hesse (Oktober 1914)

Die Magd

Ein grünes Kleid, ein rotes Blut —
wie eigen das im Herbst tut.

Es fegt im Mittagssonnenschein
die junge Magd die Stiege rein.

Die gelben Blätter haschen sehr
um ihren schnellen Besen her.

Sie lächelt leise vor sich hin,
als ging ihr etwas durch den Sinn.

So wie die Blätter, rasch und kraus ...
und lächelnd geht sie in das Haus.

Hermann Claudius

Unglückstag im Haushalt

Will ich in mein Gärtlein gehn,
will mein Zwiebeln gießen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu niesen.

Will ich in mein Küchel gehn,
Will mein Söpplein kochen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat mein Töpflein brochen.

Will ich in mein Stüblein gehn,
will mein Müslein essen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat's schon halb gegessen.

Will ich auf mein Boden gehn,
will mein Hölzlein holen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat's schon halb gestohlen.

Will ich in mein Keller gehn,
will mein Weinlein zapfen,
steht ein bucklicht Männlein da,
tut mir'n Krug wegschnappen.

Setz ich mich ans Rädlein hin,
will mein Fädlein drehen,
steht ein bucklicht Männlein da,
läßt mir's Rad nicht gehen.

Geh ich in mein Kämmerlein,
will mein Bettlein machen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knie,
will ein bißlein beten,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu reden:

Liebes Kindlein, ach ich bitt,
bet fürs bucklicht Männlein mit!

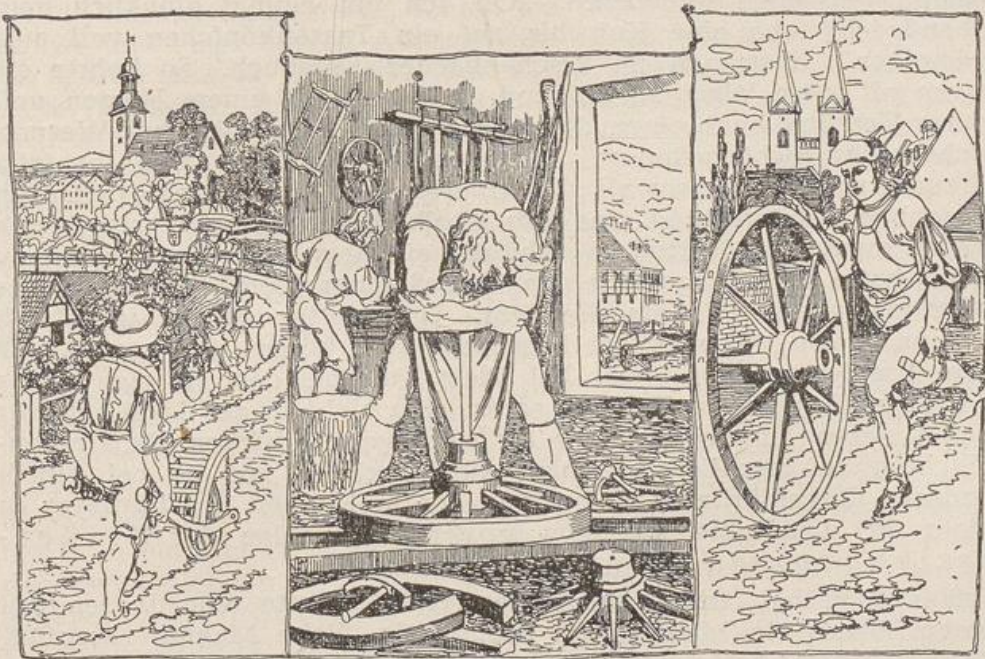
Volkslied

*Daß der Mensch die Hände viel
gebrauchen kann,
Sieht ein Kind auch bald mit Lust
und Freuden an.*

Der Wagner

Kind, wir woll'n zum Wagner gehn,
was er macht, genau besehn.
Sieh nur, sieh nur, sieh!
Viel gibt er sich Müh',
daß der Bohrer grade geh'
und ein schönes Loch entsteh'. —
Was er wollt', ist fertig nun;
kann das Rad zur Berre tun:
Die gehet nun immer: rund um,
rund um, rund um, rund um!

Friedrich Fröbel



Aus Fr. Fröbel, Mutter- und Koselieder

Der Wagner (1886)

Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem Entwicklungsgang seiner Gründerin

Die älteste Tochter des Pfarrers Breymann in Mahlum, einem braunschweigischen Dorfe, schien sich hier nach Beendigung ihrer Schulzeit zu ganz etwas anderem zu entwickeln, als die Mutter ihr vorlebte. Der Vater zumal suchte bei Henriette die Tugenden vergebens, die er an seiner Frau so hoch schätzte: den Gleichmut des Temperaments, die Sorgfalt und Treue im Kleinen, die Tüchtigkeit in allen häuslichen Dingen. Gerade an ihnen vermochte die Tochter kein Interesse zu finden; die täglich wiederkehrenden Pflichten des Haushalts vernachlässigte sie; und da die Mutter sie lieber selbst erledigte als die von Kindheit an leicht kränkelnde Tochter zu zwingen, brachte sie der Vater nach zwei Jahren in die Familie des Onkels Fritz nach Sachsen, in dessen großer ländlicher Wirtschaft sie kräftig im Hause zugreifen lernen sollte.

Hier nahm man bewußt weniger Rücksicht auf ihre Gesundheit, es wartete ihr niemand auf, sie mußte andere bedienen; wobei ihr nach eigenem Bekenntnis mancher Seufzer entschlüpft ist, denn sie ließ sich nicht gern etwas sagen. Sie bemühte sich zwar, der Hausordnung und den Arbeitsansprüchen zu genügen; aber es blieb im besten Fall doch spielerisch. „Oh, ich bin einmal glücklich heut abend, ich habe eine Kuh bis auf ein Tassenköpfchen voll ausgemolken“, liest man im Reichenbacher Tagebuch. So kehrte sie zwar mit roten Wangen, blühend und auch mit einem Herzen voll guter Vorsätze nach einem Jahr ins Vaterhaus zurück, aber Wesentliches war nicht geändert. Zwar das Kochen machte ihr jetzt Freude, weil sie besser als die anderen dem Essen Wohlgeschmack zu geben verstand und dies ihre Eitelkeit nährte; sollte sie jedoch Feuer anzünden, Kartoffeln schälen, einen rußigen Topf reinigen, dann hatte ihre Umgebung den Genuß einer Komödie, wobei das Mienenspiel die Hauptsache war. Die Mutter fühlte allmählich heraus, worin diese Unlust begründet sein könne. Sie wußte, daß ihre Tochter mißmutig war bei allem Tun, bei dem sie sich nichts denken konnte; und da sie selbst sich nicht in der Lage sah, ihr den tieferen Hintergrund der ihr selbstverständlichen Hausfrauenpflichten zu erschließen, schlug sie Henriette vor, es bei einem anderen Onkel Fritz zu versuchen, der in Keilhau in Thüringen in einer Art Landerziehungsheim seiner neuen Idee der Kindererziehung und Frauenbildung lebte.

Friedrich Fröbel, der Gründer der Anstalt, hatte vor Jahren bei einem Besuch in Mahlum die Mutter als „liebe Muhme“ begrüßt; Klein-Henriette hatte sich damals unter dem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Worte unbestimmte, vermummte Gestalten in faltenreichen, fließenden Gewändern vorgestellt, und diese Vorstellung geheimnisvollen Waltens war seitdem mit allem verbunden, was sie

von dem Oheim und seinen vielfach angefeindeten Unternehmungen daheim gehört oder gelesen hatte. Jetzt, im wildbewegten Sommer 1848, standen sie sich im stillen Keilhau gegenüber.

„Ich kenne dich schon, mein Kind, aus euren Briefen“, und sein Blick ruhte lächelnd auf ihr, „habe Vertrauen zu mir!“ Und sie sagte dem greisen Oheim alles, konnte ihm alles sagen, was bisher zum Teil unbewußt ihr Herz in dem unruhigen Wechsel „zwischen schönem Schwärmen und jämmerlichem Tun“ bedrückt und ihr Wesen oft so unleidlich gemacht hatte. Als sie innerlich tief bewegt schwieg, schloß er sie in seine Arme. „Mein Kind, dein Geist ringt nach Klarheit, sucht seine Arbeit.“ Und er zeigte ihr, daß jedem seine Stelle auf Erden angewiesen ist, wenn er sie nur erkennen will. Sie stand an einem Wendepunkt ihres Lebens. Denn plötzlich sah sie ein bestimmtes Ziel: sich ganz den Lehren des Oheims zu widmen, die Pflege der Kinderseele zu ihrem Beruf zu machen, einem Beruf, der ihr das Recht gibt, zu denken und sich vielseitig auszubilden, ihr auch ermöglicht, den Unterhalt selbst zu erwerben. Umgekehrt war auch Fröbel von diesem ersten Eindruck recht angetan. „Sie ist bestimmt eine von den Unsrigen“, äußerte er unmittelbar nach der Aussprache einer Mitarbeiterin gegenüber, „schon ihre Art, sich zu kleiden, drückt mir ihr Inneres aus.“ Sie trug zufällig an dem Tage ein blau und weiß gestreiftes Kleid, und blau war des Onkels Lieblingsfarbe. Die Taille, blusenartig gemacht, schloß um den Hals mit einer Spitzenkrause und einer blauen Atlasschleife ab, so wie eine solche auch am Gürtel und in der Mitte der Taille angebracht war. In jeder dieser Schleifen steckte eine silberne Nadel mit einem Knopf in Würfelform, und diese hatte Fröbel besonders erfreut, denn der Würfel war ein Teil von Fröbels Symbolen für den Grundgedanken seiner Erziehung: die Vermittlung der Gegensätze. „Er stellt diese Idee bildlich dar in der zweiten Spielgabe für das Kind: Kugel, Walze und Würfel“, so setzte jene Mitarbeiterin erläuternd hinzu; der neuen Schülerin blieb dabei noch manches dunkel und geheimnisvoll, sie mußte an das Muhmenhafte ihrer kindlichen Vorstellung vom Oheim zurückdenken.

Einiges wurde ihr dann schon klarer auf der großen Erzieherversammlung, die im gleichen Sommer auf Einladung Fröbels im nahen Rudolstadt zusammenströmte. Dort wurden die neuen Spiele vorgeführt, und Henriette schrieb in ihrem Notizbuch nieder, was der Oheim dabei den Zuschauern erklärte. Am Beginn führte er ein kleines Mädchen mit seiner Mutter an einen Tisch, auf dem verschiedene der von ihm erfundenen Beschäftigungsmittel standen, mit denen alsbald das Kind ganz unbefangen baute. Und Henriette notierte: „Das Kind bildet sich nicht allein durch Lehren, sondern mehr durch Schaffen; der Tätigkeitstrieb ist der Trieb zu aller Entwicklung.“ Darauf führte Fröbel die Versammlung aus dem Familien- ins Gemeindeleben, indem er die größeren Kinder mit Gesang in den Saal ziehen und unter Leitung der von ihm

ausgebildeten **Kindergärtnerinnen** spielen ließ. Dabei hielt unsere aufmerksame Hörerin folgende Gedanken fest: Die Bewegungsspiele sind ihm sehr wichtig als Symbol von Gedanken, die freilich die Kinder als solche noch nicht ganz bewußt fassen können. Zum Beispiel deutet er ein Kreisspiel, bei dem ein Kind in der Mitte steht, dahin, daß die größte Verschiedenheit sich einen kann, wenn sich alles auf einen Mittelpunkt bezieht. Durch solche sinnigen Darstellungen will er der Harmonie im Menschen den Weg bereiten. Durch sie werden die Grundtätigkeiten der Seele: Wille, Verstand und Gemüt angeregt und durch die Bewegung der Glieder, durch Lied und Rhythmus in die Tat umgesetzt. Aus eigener Erfahrung hat die Schülerin später bei Ausarbeitung dieser Bruchstücke hinzugesetzt: „Wie selten stehen in der Tat körperliche und geistige Tätigkeit im rechten Einklang, es neigt sich der Mensch meist ganz zu der einen oder anderen Seite. Wie höchst notwendig ist doch für die rechte Frau Vereinigung der häuslichen und geistigen Arbeit! Fröbels Spiele scheinen mir dazu gemacht, diesem Mangel Einhalt zu tun. Das Kind entdeckt allmählich in der passenden Bewegung oder Betätigung die praktische Ausführung einer Idee. So verschmelzen Körper und Geist zur Harmonie.“

Als in der Rudolstädter Debatte der Einwand gemacht wurde, woher die Frauen zu nehmen seien, welche imstande wären, solche Lehren zu verstehen und auszuführen, erwiderte Fröbel: „Als Napoleon tüchtige Generäle brauchte, fand er sie; so werde ich tüchtige Gärtnerinnen finden, wenn man mir nur Gärten gibt.“

Mit Stolz berichtete Henriette den Ihrigen in Mahlum, daß nach bewegter Diskussion schließlich doch folgende Resolution die Mehrheit gefunden habe: „Die deutschen Regierungen sollen ersucht werden, die Idee der Kindergärten in ernste Erwägung zu ziehen und mit Benutzung des reichen Fröbelschen Beschäftigungsstoffes die Gründung von Kindergärten sowie die Bildung von Kindergärtnerinnen — wo nötig auch durch Geldmittel — zu fördern.“ Das zweite große Erlebnis dieser Keilhauer Ausbildungszeit blieb die Gewißheit, daß die Männer dieses Kreises bereit und fähig waren, in der Frau den ebenbürtigen Menschen, die gleichberechtigte Mitarbeiterin zu sehen.

Fröbel selbst freilich ist in den folgenden Jahren von Staats wegen — namentlich in Preußen — keineswegs gefördert, sondern sogar in seinen Bestrebungen durch Verbote unterdrückt worden. Seine Schülerin Henriette Breymann aber hatte das Glück, das Gelernte und als richtig Erkannte im geräumigen Pfarrhaus zu Watzum am Elm, wohin der Vater inzwischen versetzt war, wenigstens im erweiterten Familienkreise zu verwirklichen. Ein 1854 geschriebener Entwurf des hier üblichen Tagesverlaufs hat sich erhalten: Im Sommer wird um 5 Uhr, im Winter um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr geweckt; in der helleren Jahreszeit werden zunächst die Arbeiten für die Lehrstunden gemacht, während sie im Winter nach dem Kaffee von 4 bis 6 Uhr verlegt werden. Um 7 Uhr wird das Frühstück eingenommen. Nachdem

Tassen und Teller gespült sind, beginnt der Unterricht. Er hat den Zweck, die Lücken auszufüllen, welche etwa die Schulbildung gelassen hat, besonders aber die Mädchen für alles Große und Schöne empfänglich zu machen, eitles Schlagwortwissen zu verbannen, vielmehr zum selbständigen Denken und Verarbeiten des Gebotenen anzuleiten, damit, was sie aufnehmen, auch ihr eigen werde und so seine Wirkung auf das Leben selbst fruchtbar macht. — Von 10 Uhr an werden die Mädchen unter Anleitung der Mutter in das Hauswesen, besonders in die Küche eingeführt. Diese häuslichen Geschäfte werden in Gruppen verteilt, so daß jede von ihnen eine Küchen-, Tischdeck- und Stubenwoche durchmacht. — Am Nachmittag wechseln Spaziergänge, Spiele und Handarbeiten miteinander ab, beim Nähen wird öfter vorgelesen. Nach dem Abendessen wird gesungen, musiziert, Theater gespielt oder sonst etwas vorgenommen, das zur Unterhaltung und Freude dient. 10 Uhr ist die Zeit des Schlafengehens. „Unser Zusammenleben hat den Zweck im Auge, die Mädchen zu befähigen und zu vervollkommen für ihren von der Natur gewiesenen Beruf: Pflegerin des Häuslichen, die leitende oder helfende Hand in der Sorge für der anderen leibliches und gemütliches Wohl, Erzieherin der Kleinen in der eigenen Familie oder der ihnen sonst anvertrauten Kinder zu sein. Wir möchten sie auch hinweisen auf das Elend und Unglück außerhalb eines glücklichen Familienkreises, damit wir uns nicht selbstsüchtig in demselben abschließen, sondern da draußen trösten und helfen nach unseren Kräften.“

Bald wurde denn auch ein Kindergarten für die Dorfjugend von Watzum gegründet, wobei der feste Wille, das Gute zu tun, recht erfinderisch machte. Eine Nähsschule für die größeren Dorfkin-
der und eine Sonntagsschule für alle traten hinzu. Unter Leitung von Henriettens Schwester Marie wurde der Chorgesang besonders gepflegt; auch der Gottesdienst in der Dorfkirche erfuhr eine Bereicherung durch den Pensionschor. An besonderen Festtagen stellten sich viele Dorfbewohner, die sonst für kirchliche Vorgänge nicht empfänglich waren, beim Gottesdienst ein, „wo die Fräuleins wie die lieben Engelein singen“. — Im Winter wurde Henriettens geschickt fließende Feder oft in Anspruch genommen, um leichtere Theaterstücke dem Können der Zöglinge und den gegebenen Möglichkeiten anzupassen. Auch an Szenen aus den klassischen Dramen wagte man sich, wenn auch mit Zagen; denn diese Proben wurden von der Regisseurin sehr ernst genommen. Um ihren künstlerischen Ansprüchen zu genügen, mußte man durch ein Fegefeuer der Kritik in bezug auf Kleidung, Gebärde und Sprache gehen. Denselben hohen Maßstab legte sie an ihren eigenen Unterricht; sie möchte selbst gern bei einem tüchtigen Lehrer, der den Stoff vollkommen beherrschte, die Praxis studieren. „Oh, dieses Glück habe ich nicht genossen“, schrieb sie an ihren Bruder in seiner Universitätsstadt, „ist es etwa leicht, Karl, aus der Menge des Wissens das Rechte herauszufinden für unsere Mädchen von 14 bis 16 Jahren? Es ist mir noch immer nicht

geglückt, die verschiedenen Zweige zu einem Ganzen abzurunden, so daß eine Stunde der anderen diene, und das Gehörte Fleisch und Blut bei ihnen werden könnte." Trafen die Brüder in den Ferien in Watzum ein, mußte der angehende Mediziner die Elemente der Physiologie vortragen, der zur Schweigsamkeit neigende Bildhauer Modellierstunden geben und sein redseliger Studienfreund die kunsthistorischen Vorträge übernehmen, Karl, der Kandidat der Theologie, sie vertreten, wenn sie zur Abhaltung von Fröbelkursen ins Ausland nach Brüssel oder nach Genf gerufen wurde.

So war das kleine Unternehmen zu einer unerwarteten Blüte gediehen; mit 20 jungen Mädchen im Pfarrhaus und 12 erwachsenen Fröbelkursistinnen, die im Dorfe wohnten, war nun aber auch die äußerste Grenze erreicht, zumal auf die alternden Eltern mehr und mehr Rücksicht genommen werden mußte.

Der nächste Schritt auf dem Wege war die Verlegung der Anstalt auf ein 10 Morgen großes Grundstück in der Gärtner-, Beamten- und Schulstadt Wolfenbüttel; ein darauf stehendes Gärtnerwirthshaus wurde zum Wohn- und Schulhaus umgebaut. Eine Freundin traf die Vorsteherin in dieser Übergangszeit in Neu-Watzum, wie man das Institut pietätvoll nennen wollte, unter Schutt und Staub, von Tapetenmustern umgeben, vor einer großen Schüssel Bohnen schnitzelnd an; auf der Fensterbank lag neben ihr Fröbels Buch über Menschenerziehung. An einige Sätze daraus, über die sie gerade nachgesonnen hatte, knüpfte sich eine klärende Unterhaltung. Das Einweihungsfest, in dessen Mittelpunkt lebende Bilder aus dem deutschen Frauenleben standen, bezeichneten Henriette und Marie als ihre Hochzeit; lange verlobt mit der Idee, waren sie nun mit ihr vermählt. Sie im neuen städtischen Wohnort zu verbreiten, wurde mit der Zeit der Sonntagnachmittag zu einem Empfangstag für interessierte Besucher, die in den Sommermonaten in dem großen, von Schülerinnen bearbeiteten und gepflegten Garten Platz nahmen, während im Winter die Flügeltüren des Mittelzimmers geöffnet wurden und so den Gästen ein heiterer Anblick der sonntäglich geputzten Jugend in den Lehrzimmern geboten wurde, die, wohnstubenhaft möbliert, die Flucht der Empfangsräume vergrößerte. Bei solchen Gelegenheiten war es selbstverständlich das Amt der jungen Mädchen, für Bewirtung und Unterhaltung der Besucher zu sorgen. Vorträge, die Henriette auf Wunsch in der Stadt über die Fröbelsche Erziehung hielt, führten 1866 zur Gründung eines Vereins für Erziehung, der mit Genehmigung des Hofmarschallamts im alten Welfenschloß einen Kindergarten für die Kinder der Stadt und eine Versuchsklasse für Schulanfänger unterhielt.

Je mehr das Interesse der Öffentlichkeit daran zunahm, je größer der Mitarbeiterkreis in den von Jahr zu Jahr wachsenden Schloßanstalten wurde, desto mehr drohten die ursprünglichen Absichten sich mit dem



Ph. O. Runge

Der Morgen (1808)

Üblichen zu vermischen und so Einheitlichkeit und Reinheit zu verlieren. Für manche bittere Enttäuschung jedoch wurde die Gründerin in den nächsten Jahren entschädigt durch den persönlichen und schriftlichen Verkehr mit einem der Vorstandsmitglieder jenes Vereins, einem ausgesprochenen Menschenfreund, der schon immer das Geschick der wirtschaftlich Schwächeren in gemeinnützigen Unternehmungen zu fördern versucht hatte. Ein damals erschienenenes Sammelwerk über das Armenwesen hatte auf den Freund praktischer Sozialpolitik Eindruck gemacht. Unter Anknüpfen an ein Gespräch am Vortage über die Veröffentlichung einiger von Henriette geschriebener Aufsätze schlägt er ihr vor, den engsten Kreis ihrer Gesinnungsfreunde zu einer ähnlichen Gemeinschaftsarbeit über Erziehung anzuregen; aufs tiefste beglückt antwortet sie: „Wie neu, wie wunderbar berührte es mich, daß einmal ein anderer Pläne überlegt zur Verwirklichung von Ideen, die mein Leben ausmachen!“ Man liest und durchdenkt gemeinsam und deshalb doppelt fruchtbar Schriften sozialpädagogischen Inhalts, etwa die von Pestalozzi; wer dessen Volksroman „Lienhard und Gertrud“ kennt, spürt sicher das Echo in den Briefsätzen: „Glauben Sie mir, wenn wir junge Mädchen dazu erziehen, mit wirklicher Liebe für die Kleinen, die nicht ihr eigen sind, zu arbeiten, so erwecken wir in ihnen das instinktive Gefühl der Mütterlichkeit.“ Klarer und klarer zeichnen sich in solchem Gedankenaustausch, der heute Hunderte von Druckseiten füllt, die Wege ab, auf denen die Frau, auch wenn sie nicht heiratet, „zur Mutter der menschlichen Gesellschaft“ zu werden vermag. Es scheint den beiden eine verpflichtende Zukunftsaufgabe zu sein, die einzelnen Tätigkeiten, die in dem natürlichen Beruf der Hausfrau und Mutter keimhaft beschlossen liegen, sach- und fachgerecht zu öffentlichen Berufen zu entwickeln, damit auch die ledig bleibenden Frauen in auskömmlichen und zugleich verantwortungsvollen Stellungen ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft finden können, sei es in der Jugendwohlfahrtspflege als **Kindergärtnerin** oder **Hortnerin**, sei es in der Gesundheitsfürsorge als **Krankenpflegerin** oder auch als **Hauswirtschaftsleiterin**. In einer von beiden gemeinsam verfaßten Broschüre ist der schöne Begriff vom Stand der Volkserzieherin geprägt worden. Als die zwei so an- und miteinander gereiften Menschen 1872 den Ehebund schlossen und nach der Berufung des Gatten — Karl Schrader — zum Leiter der Berlin-Anhalter Bahn in die Hauptstadt des neuen Kaiserreichs übersiedelten, nutzten sie die Möglichkeit, das, was in Keilhau, Watzum und Wolfenbüttel in kleinerem Maßstab Baustein um Baustein war, im Großen zu verwirklichen. Sie gründeten als Krönung dieses Lebenswerkes das Pestalozzi-Fröbel-Haus, das seitdem so vielen Mädchen und Frauen Ausbildung und Berufe gegeben hat und noch gibt. Der heutige gewaltig erweiterte Gebäudekomplex in Berlin W 30 liegt bezeichnender- und ehrenvollerweise in der Karl-Schrader-Straße!

Bearbeitet von Wilhelm Blume nach den von Mary J. Lyschinska in 2 Bänden herausgegebenen Briefen und Tagebüchern.

Ein Mensch, den man nicht vergißt

Ein Erlebnis

Olwen Davies war erst zweiundzwanzig, als sie frisch vom Ausbildungskursus weg als **Gemeindeschwester** im Bezirk von Tregenny, einer in rauher Gebirgsgegend gelegenen Bergarbeiterstadt in Südwales, angestellt wurde. Ein unfreundliches, spärlich möbliertes Zimmer in der einzigen Straße war ihre Behausung. Die Einwohner lebten von der Welt abgeschlossen, waren vielfach untereinander versippt und zeigten den Fremden abweisende Mienen.

Trotz des frostigen Empfangs stürzte sich Schwester Olwen mit Feuereifer in ihre Arbeit. Bei jedem Wetter wanderte sie über die öden Bergpfade, besuchte die Kranken, pflegte die wenigen Patienten in der kahlen Klinik, die das Gesundheitsamt nur notdürftig eingerichtet hatte. Es ging primitiv dabei zu. Der einzige amtierende Arzt, Dr. Gallow, träg, unfähig und dem Trunke ergeben, leistete ihr keine Hilfe. Mehr als einmal mußte die junge Krankenschwester angesichts der ständigen und entmutigenden Schwierigkeiten die Versuchung niederkämpfen, ihre Stellung aufzugeben.

Gegen Ende ihres ersten Sommers brach in Tregenny eine heftige Scharlachepidemie aus. Als Schwester Olwen Dr. Gallow um seine Anweisungen zur Eindämmung der Epidemie bat, erhielt sie nur einen mürrischen Verweis von ihm. Solche Ausbrüche seien nichts Ungewöhnliches in Tregenny; was in Gottes Namen könne man tun als die Kranken verarzten und die Heimsuchung mit Geduld ertragen?

Die junge Krankenschwester empfand diese Antwort als Herausforderung an ihr eigenes Gewissen. Sie sammelte Proben der Milch, des Brunnenwassers und was sonst noch in Frage kam und schickte sie an das Gesundheitsamt in Cardiff. Achtundvierzig Stunden später kam telegraphisch der Bescheid, die Scharlachinfektion sei auf die Milch aus Morgans Molkerei zurückzuführen und die Molkerei bis auf weiteres zu schließen.

Ein Sturm des Unwillens über eine solche „Einmischung“ erhob sich. Idwal Morgan, der Besitzer der Molkerei, ein in Tregenny hochgeachteter Mann. Vorsitzender des Schulausschusses und Diakon der Kirchengemeinde, vermochte seine Empörung nicht zu zügeln. Als er Schwester Olwen auf der Straße begegnete, überschüttete er sie mit zornigen Vorwürfen und erklärte rundheraus, er werde dem Verbot zum Trotz auch weiterhin seine Milch an die Bevölkerung von Tregenny ausgeben.

Es sah böse aus für die junge Krankenschwester, und wer weiß, wie es noch geendet hätte, wenn nicht plötzlich Morgan selber vom Scharlachfieber übermannt worden wäre. Als Junggeselle, schon ziemlich bei

Jahren, hatte er niemanden, der für ihn sorgte, außer einem uralten, halbblinden Knecht, und dabei hatte es ihn, wie es meistens geht, wenn Erwachsene von Scharlach befallen werden, besonders arg gepackt.

Als Schwester Olwen zu ihm kam, wälzte er sich in Fieberphantasien im verdunkelten Zimmer in seinem Bett. Rasch ging sie ans Werk. Sie wusch ihn erst, wechselte die Laken, machte das Bett, spülte ihm den Mund, gab ihm seine Medizin, schrieb seine Temperatur auf, lüftete das Zimmer und stützte ihm den Rücken mit Kissen. Dann brachte sie ihm aus der Küche einen Napf mit kräftiger Brühe. Mit einer letzten Anordnung an den alten Molkereiknecht nahm Olwen ihre Handtasche und machte sich auf den Weg zu ihrem nächsten Patienten. Es war ein harter Kampf, aber zu guter Letzt kam Morgan doch über den Berg. Als er wieder leidlich bei Kräften war, folgte er mit den Blicken allen Bewegungen der jungen Schwester, wenn sie im Zimmer hin und her hantierte. Wortkarg, wie er war, redete er nur wenig, aber Olwen fühlte seine Dankbarkeit. Und als er ihr bei ihrem letzten Besuch warm die Hand drückte und verlegen eine Abbitte murmelte, da wußte sie — und es huschte etwas wie ein Siegesgefühl durch ihr Herz —, daß er nicht länger ihr Feind war.

Sobald Morgan außer Bett und außer Haus war, erzählte er freimütig, was sie für ihn getan hatte. Er gestand ehrlich ein, daß er im Unrecht gewesen sei. Schwester Olwen fühlte bei ihrer Arbeit, wie ihr die allgemeine Achtung langsam, aber sicher zuströmte. Sie wurde nicht mehr mit finsternen Blicken und feindseligem Schweigen empfangen. Die Menschen öffneten ihr Türen und Herzen. Bald kamen die Kinder auf dem Schulweg quer über die Straße gelaufen, um sie zu begrüßen; die Bergleute, die aus der Grube heimkehrten, lächelten ihr zu, und die alten Frauen luden sie zu einer Tasse Tee und frischgebackenem Kuchen am Kamin ein.

Dann, gegen Ende dieses Jahres, trat ein großes Ereignis ein — ein örtlicher Ausschuß, mit Idwal Morgan an der Spitze, machte ihr ein wind- und wetterfestes Dreigangfahrrad zum Geschenk. Es kostete die wackere Gemeinde keine geringe Anstrengung, denn die Zeiten waren schlecht in dem Tal, viele Gruben arbeiteten nur mit halber Schicht, und die Groschen, mit denen ein jeder seinen Beitrag zu bestreiten hatte, waren verzweifelt knapp. Aber für Olwen, die jetzt von der Mühsal befreit war, ihre tägliche Fünfzehnkilometerrunde zu Fuß pilgern zu müssen, bedeutete es eine unschätzbare Gabe.

Dieses Fahrrad war es, auf dem ich Schwester Olwen daherkommen sah, als ich bei einem Krankenbesuch zum erstenmal mit ihr zusammentraf. Sie war damals dreißig Jahre alt, von großer, kräftiger Gestalt, und machte den Eindruck einer reifen Frau. Der feste, freimütige und eindringliche Blick ihrer klaren grauen Augen verriet eine redliche und

ernste Seele. Unmittelbar nach Abschluß des Studiums als Nachfolger Dr. Gallow's eingetroffen, fühlte ich mich recht nervös in meiner Unerfahrenheit, aber vom ersten Augenblick an — und hernach immer wieder — verlieh ihre Gegenwart mir Sicherheit. Vielleicht lag das an der Art, wie sie am Krankenbett stand, wie sie mir ein Instrument oder Verbandzeug reichte und mir leise Mut zusprach, wenn sie mir anmerkte, daß ich nicht recht aus und ein wußte, oder mich mit einem ruhigen, beifälligen Blick belohnte, wenn ich etwas gut gemacht hatte. Oft, wenn wir in den Mitternachtsstunden in der beengten Dachkammer eines armseligen Hauses arbeiteten und um ein Menschenleben kämpften, bewunderte ich ihre Seelenstärke und Geduld. Wurde sie bei einem Grubenunfall herbeigerufen, war sie dank ihres unentbehrlichen Fahrrades immer schon vor mir zur Stelle und stand ruhig und guten Mutes neben den Krankenträgern am Schachteingang bereit, bei dem Rettungswerk unter Tage mitzuhelfen. Ihre ihr völlig unbewußte Selbstlosigkeit schien vor allem der Grundton ihres Wesens zu sein. Sie dachte immer nur an andere. Sie mochte noch so beschäftigt sein, immer fand sie Zeit zu einem teilnehmenden Wort, und keine Müdigkeit hielt sie davon ab, mitten in der Nacht wegen eines dringenden Krankenbesuches aufzustehen.

Sie war keine Heilige, wie sie im Buche steht. Einer Zigarette zum Kaffee und in späteren Jahren einem guten Glas Bier war sie durchaus nicht abhold. Sie ging nur selten zur Kirche, und das in einer Gegend, in der man im allgemeinen fromm war. „Zuviel zu tun“, lautete ihre lächelnde Entschuldigung. Aber in all den Jahren unserer Zusammenarbeit habe ich sie nie etwas Schlechtes von jemandem sagen hören. Sie war keine geistreiche Frau, aber sie verfügte über ein unschätzbares Kapital an gesundem Menschenverstand und eine nie versagende Fähigkeit, in jeder Lage einen Ausweg zu finden. Als einmal — ich werde das nie vergessen — in einer abgelegenen Hütte bei einem Notluftröhrenschnitt an einem diphtheriekranken Kinde das elektrische Licht ausging und ich hilflos wie vor den Kopf geschlagen in der plötzlichen Dunkelheit stand, schlüpfte sie hinaus und kam mit einer strahlenden Leuchte zurück, bei deren Schein die Operation erfolgreich beendet wurde. Es war ihre elektrische Fahrradlampe.

Das alte schwarze Fahrrad, es schien richtig mit ihr verwachsen! Wenn unsere nächtliche Arbeit überstanden war und sie mir eine erquickende Tasse heißen, starken Kaffees gebraut hatte, nickte sie mir ein vergnügtes Lebewohl zu und radelte zurück in ihr Logis neben der Klinik. Ich pflegte sie damit zu hänseln, daß sie unweigerlich mit diesem Rad verbunden sei und es ihr Leben lang bleiben werde.

Drei Jahre glitten rasch vorüber. Dann bekam ich ein Angebot nach London. Es schmerzte mich, die Arbeitsgemeinschaft mit Schwester

Olwen aufzugeben, obwohl sie es war, die mir zuredete, anzunehmen. Aber ich konnte mich wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß auch ihr sicherlich bald eine Beförderung zuteil werden würde.

Nach einer längeren Flaute war die Kohlenindustrie jetzt wieder in vollem Aufschwung begriffen, und die Direktoren der Tregenny-Gesellschaft hatten beschlossen, daß die Stadt nun endlich ein Krankenhaus mit einem eigenen Chirurgen bekommen sollte. Ich freute mich herzlich darüber, daß Olwen als Oberin der neuen Anstalt eine Stellung erhalten sollte, wie sie ihr gebührte.

Als ich am Vorabend meiner Abreise schweren Herzens zu ihr ging, um mich zu verabschieden, bemerkte ich so nebenbei: „Ihrem Rad werden Sie ja nun auch bald Lebewohl sagen. Das brauchen Sie dann nicht mehr, wenn Sie das Krankenhaus zu leiten haben.“

Schwester Olwen blickte ruhig zu mir auf.

„Ich fürchte, ich brauche meine alte Maschine doch noch. Ich werde nicht Oberin des Krankenhauses.“

„Was!“ Ich starrte sie an, bestürzt und überrascht. „Nach all dem, was Sie für die Gemeinde getan haben? Aber Morgan, die ganze Bevölkerung — alle wollen doch nur Sie!“

„Vielleicht“, sagte sie freundlich. „Aber der neue Chirurg möchte seine eigene Oberin aus Cardiff mitbringen. Sie soll äußerst befähigt sein, viel mehr als ich, und sie wird den Posten erhalten.“

„Nicht möglich“, rief ich.

„Doch, die Gesellschaft hat die Ernennung bereits bestätigt.“ Sie lächelte — ihr stilles, gütiges Lächeln — ohne eine Spur von Eifersucht oder Groll. „Es ist am besten so, wirklich. Ich taue nicht sehr dazu, Leute zu dirigieren, und in der Technik der Chirurgie bin ich doch ein bißchen aus der Übung.“ Ihr Lächeln wurde inniger. „Ich glaube, ich werde viel glücklicher sein und viel nützlicher, wenn ich weiter mit meinem Rad hier herumkutschiere.“

Jahre vergingen, ehe ich wieder einmal nach Tregenny kam. Als ich die vertraute, mit Kopfsteinen gepflasterte Straße entlangging, stürmten die Erinnerungen auf mich ein.

Plötzlich hielt ich inne. Dort an der Tür der Molkerei stand, trotz seiner Jahre noch immer frisch und munter, Idwal Morgan. Er erkannte mich auf den ersten Blick und schüttelte mir herzlich die Hand. Ich fragte sogleich nach Schwester Olwen. Er sah mich unter verdüsterten Brauen an.

„Sie haben nicht von ihrem Unfall gehört?“

Erschrocken, von jäher Sorge ergriffen, schüttelte ich den Kopf.

„Es ist schon fast zwei Jahre her. Sie war auf ihrem Rad unterwegs zu einem Patienten, in einer finsternen, stürmischen Nacht.“ Er sprach mit gepreßten Lippen. „Ein Baum war quer über die Straße gestürzt. Sie fuhr direkt hinein. Lag zwei Stunden in Wind und Regen, eh' wir sie fanden — mit gebrochenem Rückgrat.“

Ich starrte ihn entsetzt an.

„Aber... sie ist wieder gesund geworden?“

Er gab keine Antwort. Nach einer Weile nahm er mich am Arm und machte sich stumm mit mir auf den Weg, die Straße hinan. Ich warf im Gehen von Zeit zu Zeit bange Blicke auf sein unbewegtes verschlossenes Antlitz. Wohin führte er mich? Doch nicht etwa auf die Anhöhe oberhalb der Stadt... zu dem kleinen Friedhof?

„Sie wissen nicht“, stieß er plötzlich, gerade vor sich hinschauend, hervor, „daß ich ihr einen Heiratsantrag gemacht habe. Aber sie wollte nichts davon hören. Zu sehr war sie von ihrer Arbeit beansprucht.“ Er hielt inne. „Ja — treu, treu ihrer Arbeit.“

Bei dem Ton, in dem er das sagte, wurde mir schwer ums Herz. Aber dann mit einem Male entspannte sich sein starres Gesicht, er wandte sich mir zu und klopfte mir auf die Schulter.

„Schauen Sie nicht so trübselig drein, Doktor“, sagte er. „So schlimm wie Sie denken, ist es ja wohl nicht.“

Er lenkte mich unversehens in einen schmalen Zugang, und, mich plötzlich erinnernd, sah ich, daß wir uns vor dem Haus der Gemeindepflichtschwester befanden. Wie ein Blinder ließ ich mich von ihm hineinführen. Dann sah ich durch den Nebel, der mir den Blick verschleierte, etwas, wobei sich mir fast das Herz umdrehte.

In einem Rollstuhl, etwas gebeugt, grauhaarig, viel magerer als früher, eine Decke über den gelähmten Beinen, aber noch immer in ihrer Amtstracht, saß die Gemeindepflichtschwester Olwen Davies. Von ihren Patienten umgeben, Kindern zumeist, die sie mit heiterer Miene betreute, steuerte sie sich selber geschickt im Zimmer umher, ihren fahrbaren Stuhl mit geübtem Griff in Gang haltend. Ich stand regungslos in einer dunklen Ecke. Als der letzte Patient das Zimmer verlassen hatte, stürzte ich, fast ehe sie sich noch umwenden konnte, auf sie zu und umklammerte ihre Hände — diese abgearbeiteten, tüchtigen Hände, die ein halbes Jahrhundert lang im Dienste der leidenden Menschheit tätig gewesen waren.

„Schwester Davies... Olwen!“ rief ich. „Es geht Ihnen gut?“

Sie hatte mich sofort erkannt.

„Warum nicht? Sie sehen doch — ich bin immer noch an der Arbeit.“ Sie schaute mich mit ihrem sonnigsten Lächeln an. „Und noch immer auf Rädern.“

A. J. Cronin

Momentbilder

aus dem Leben einer berühmten Laborantin

In dem kleinen sächsischen Bergstädtchen Siebenlehn wohnte in der Niederstadt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Beutler Nelle, der außer durch seine haltbaren Geldbörsen, schöne gesteppte Taschen, die die Frauen an der Seite trugen, Handschuhe aus feinem Leder, besonders durch seine Bälle im Lande bekannt war; sie waren aus bunten Lederlappen zusammengenäht und mit Sägespänen ausgestopft. Auch sein Töchterchen machte im Ort von sich reden; der Lehrer sagte oft zu den besser gekleideten Oberstädtern: „Wenn ihr euch nicht zusammennehmt, werde ich die kleine Nellen noch über euch alle setzen müssen.“ Den Glasschrank des Buchbindermeisters, aus dem man für einen Pfennig die Woche holen konnte, was das Herz begehrte, hatte sie mit dem Kantor-Klärchen um die Wette leer gelesen. „Ich will froh sein“, schalt der Vater, „wenn das Mäd'el erst konfirmiert ist, dann setze ich sie an den Werkstisch, und sie hilft mir im Geschäft. Wenn ich einmal nicht mehr kann, nehm' ich mir einen Gesellen, und der mag das Malchen heiraten.“ Mutter Cordel seufzte: „Ach, wer mag so lange vorausdenken, es kommt meist ganz anders, als man denkt.“

Es war Herbst. Mutter Cordel und Amalie gingen in den Zellwald, um Pilze zu suchen. Sie kannten nur Pfifferlinge und Steinpilze. Ein Herr, den sie in einer Lichtung mit vielen Baumstümpfen trafen, zeigte ihnen dort eine Fülle von Schwämmen, den eßbaren Hallimasch und viele andere; aus Dankbarkeit für die Ernte, die sie kaum heimtragen konnten, lud ihn Frau Nelle zum Pilzessen ein. „Im Fenster liegen bunte Bälle und lederne Puppenbälge — Sie können uns nicht verfehlen.“ Malchen konnte an diesem Abend schwer einschlafen; sie hatte den Wald mit ganz andern Augen sehen gelernt. Im Traum hörte sie: Erdstern — Totentrompete — Boletus Satanas — aber der Erdstern behielt die Oberhand, wurde größer und leuchtender und durchstrahlte den ganzen Wald...

Und der Herr kam öfters; es machte ihm offenbar Spaß, alle die Fragen des jungen Mädchens zu beantworten. Es wurden richtige Lektionen aus den Besuchen. Sie lasen zusammen in botanischen Büchern und besahen die Abbildungen. Es war der Naturforscher Dietrich, ein gewesener Apotheker, vor kurzem zugezogen, ein leidenschaftlicher Sammler, von der Gevatterin, bei der er wohnte, und ihresgleichen im Städtchen mit seinen Kräutern und Molchen als Hexenmeister verschrien. Einmal las er seiner Schülerin aus dem großen Linné vor, welchen Mut, welche Zähigkeit im Ertragen von Mühen und Beschwerlichkeiten diese Wissenschaft fordert; denn die Merkwürdigkeiten und Geheimnisse der Natur wollen an Ort und Stelle

betrachtet sein. Ein andermal erzählte er der lauschenden Familie von seinen Vorfahren, vom Ziegenhainer Bauernbotanikus, vom Jénenser Botanikprofessor, vom Onkel Gottlieb, dem Vorsteher der großherzoglichen Gärten in Eisenach, der als schmucker Landknecht im kurzen Westchen, den Arm voller Kräuter und Blumen, dem Spaziergänger Goethe aufgefallen war, so daß dieser ihn aufforderte, im Reisewagen mit ihm nach Karlsbad zu fahren; und dort hat er dann nach dem Zeugnis des Dichters Damen und Herren als botanisches Wunderkind durch seine Kenntnisse und seine Findigkeit in Erstaunen versetzt. Und Malchen freute sich an der *Dietrichia Coccinea*, die nach jenem Goetheliebling getauft ist, und behielt auch in ihrem guten Gedächtnis eine Unzahl von lateinischen und griechischen Pflanzennamen; aus der gelehrigen Schülerin wurde eine helfende Begleiterin des Naturforschers und — wenn auch nur mit halbem Einverständnis der besorgten Eltern — seine Gattin!

In der Regel ging das junge Paar gleich nach der Morgensuppe auf Wanderschaft; schwer beladen, eingestäubt und erschöpft machte man sich abends noch an das Einlegen der Pflanzen und Zweige. Im Winter begann dann das Ordnen der sommerlichen Ernte: In der Stube wurde ein möglichst großer freier Platz geschaffen, der wurde mit Kreide in vierundzwanzig Haupt- und außerdem in Unterfächer geteilt. Wenn alle Pflanzen eingeordnet waren, ging man an die Herstellung der verschiedenen Sammlungen. Da gab es offizinelle Pflanzen für Apotheker, Gräser und Futterkräuter für Landwirte, Giftpflanzen für Lehranstalten, Moose, Farne und Flechten für Liebhaber und Gelehrte. Die Wäscheschränke, die Amalie mit in die Aussteuer gebracht hatte, füllten sich mit Herbarien, Mineralien, Amphibien, Muscheln und Samen. Wie ein Regiment von Soldaten marschierten die tausenderlei Insekten in den mit Quecksilber versehenen Kästen daher; alle streckten sie ihre sechs Beinchen im Laufschrift vor sich, als wäre ihnen mitten im Marschieren ein plötzliches Halt zugerufen worden. Die dazu geschriebenen Erläuterungen über Fundort und Lebensweise legten Zeugnis ab, wie eingehend man das unscheinbarste dieser Geschöpfe beobachtet hatte. Wie sorgfältig wußte Amalie alsbald mit den im Tode zusammengezogenen Gliedmaßen dieser Zwergge umzugehen! Denn die Beinchen und Fühlhörner waren so spröde, und der kleinste Bruch machte das Tier wertlos. Mit scharfen Augen hielt der Gatte häufig Rundschau über seine leblosen Truppen.

Doch das unruhige Jahr 1848 brachte Rückgänge der Bestellungen; die Mutter, die bisher den Haushalt mit versorgt hatte, starb, ein Kind, ein gar winziges Mädchen, wurde geboren. Eine Stütze mußte ins Haus genommen werden, wenn Amalie weiter als *Laborantin* mithelfen sollte, wie der Gelehrten-eifer und der in schwierigen Situationen überhandnehmende Gelehrtenegoismus des Gatten es

wünschte. Geldsorgen, Eifersuchtsszenen, Gewissenskonflikte stellten sich ein. Wenn wochenlange Fahrten in andere Gegenden sich als notwendig erwiesen, um Spezialitäten, wie Strand- oder Gebirgspflanzen, zu entdecken und zu sammeln, sollte sie ihrem Manne in dieser Ausschließlichkeit Gehilfin oder ihrem Kinde Mutter sein?

Wieder einmal nach langer Reise sah Amalie den Kirchturm der Heimatstadt auftauchen; wie sie sich auf die Ruhe daheim freute! Müden Schrittes stieg sie die Stufen hinan; wenn die da drinnen wußten —, sie klopfte und lauschte; der Gatte war natürlich wohl wieder ganz vertieft in seine Schreibereien, sie mußte stärker klopfen; die Tür war verschlossen. Enttäuscht stieg sie die Treppe hinunter und klopfte bei den Wirtsleuten; von der erschrockenen Frau erfuhr sie, daß Herr Dietrich fortgezogen und die Tochter Charitas bei fremden Leuten in einem Nachbarort untergekommen sei...

Mit fieberhaftem Eifer arbeiteten nun Mutter und Tochter. „Ich suche die Sammlungen aus“, sagte Amalie zu Charitas, „du besorgst die Unterschriften, schreib so sauber, wie du kannst!“ Nach langen Mühen und einigen Geschäftsreisen in Sachsen, die nicht ohne Erfolg gewesen waren, konnte sie nach Hamburg fahren, wo sich stets ein besonders lebhaftes Interesse für solche Dinge gezeigt hatte. Ein dortiger Apotheker empfahl sie an einen Herrn, der in einem Hinterhaus vier Treppen hoch wohnte; er interessierte sich besonders für Kryptogamen. Als er die Fülle der Moose vor sich ausgebreitet sah, geriet er in helles Entzücken; da er aber die sechs Taler nicht aufzubringen vermochte, rief er nach längerem Besinnen: „Ich weiß etwas! Sehen Sie, liebe Frau, ich gebe Ihnen eine Adresse, und sollte sie, was ich bestimmt hoffe, Ihnen von großem Nutzen sein, lassen Sie mir die Moose umsonst!“

Nicht lange danach stand Frau Dietrich vor einem der reichsten Kaufherren der Stadt, Caesar Godeffroy mit Namen. 65 große Seeschiffe gehörten ihm, die den Verkehr zwischen Europa und Australien vermittelten. Den „Fürsten der Südsee“ nannten ihn daher mit Stolz die Hamburger, denen er ein naturwissenschaftliches Museum großen Stils einzurichten begonnen hatte. Die vorgelegten Sammlungen gefielen dem gewiegten Kenner; er verlangte außerdem Zeugnisse wissenschaftlicher Autoritäten zu sehen. Es war für die viel Herumgekommene nicht schwer, solche beizubringen. So schrieb ein Professor von der Thüringer Forstakademie Tharandt: „Seit einer Reihe von Jahren ist mir Frau Amalie Dietrich als tüchtige Botanikerin bekannt. Als Schülerin ihres Mannes hat sie eine vortreffliche Anleitung gehabt. Die Dietrichschen Sammlungen waren stets sorgfältig präpariert und mit Geschmack und Verständnis geordnet. Frau Dietrich hat für ihren Beruf eine ungewöhnliche Begabung, einen scharfen, gutgeschulten Blick für alles, was die Natur bietet, und eine große Sicherheit im Bestimmen des gesammelten Materials.“

Hamburg, 3. 1. 1864

Sehr geehrte Frau Dietrich!

Es hat uns recht gefreut, daß Sie auf unserem Schiff mit Ihrer vollständigen wissenschaftlichen Ausrüstung glücklich in Australien angekommen sind. Sie schreiben uns, daß Sie schon tüchtig sammeln und präparieren; darüber freuen wir uns nicht minder. Wir werden unsererseits dafür sorgen, daß Sie stets mit Büchern, Kisten, Tüten, Blechdosen, Seiden- und Löschpapier, Mikroskopen, Gift, Kisten für lebendige Schlangen, Gläsern, Benzin, Werg und Salz reichlich versehen sind. Über das Sammeln der Schmetterlinge möchten wir bemerken, daß Sie auch die größten Nachtfalter, wenn Sie ihnen die Flügel zusammenklappen, ruhig in Tüten absenden können. Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auch auf das Sammeln von Fischen lenken. Die, die zu groß sind, um in Spiritus verschickt zu werden, müssen Sie in Salz gut verpökelt senden. Wir freuen uns, daß Sie nördlicher ins Innere gehen wollen und möchten Sie bitten, nicht nur Skelette von dort vorkommenden Tieren, sondern auch Skelette und Schädel von Eingeborenen zu senden. Diese Sachen sind sehr wichtig für die Völkerkunde. Wir haben das gute Zutrauen zu Ihnen, daß Sie das alles machen werden.

Ohne ein Mehreres für heute
grüßen Sie freundlichst

J. C. Godeffroy & Sohn

Port Maky, 3. 1. 1867

Liebe Charitas!

Zu meiner großen Freude sehe ich, daß Du jetzt gern in Wolfenbüttel im Institut der Henriette Breymann bist, und daß Du endlich Deine Aufgabe richtig erfaßt hast. Du wirst je länger desto mehr erfahren, daß einem das Beste und Höchste im Leben nicht mühelos in den Schoß fällt.

Ich bin in der Nähe von Port Maky. Die hier wohnenden Europäer beschäftigen sich namentlich mit dem Anbau von Zuckerrohr, das einen Reiter hoch zu Roß weit überragt.

Eine Verständigung mit den Eingeborenen in der Wildnis wird für mich immer eine schwere Sache bleiben, zumal mich meine Expeditionen zu den verschiedenen Stämmen führen. Aber ich habe schon eine gewisse Gewandtheit, durch Gesten auszudrücken, was ich von ihnen will. Neulich habe ich mir durch Farbe das Leben gerettet. Die Papuas hatten mir irgendetwas sehr übel genommen, denn eines Tages kamen sie sehr zahlreich und belagerten drohend mein Haus. Sie taten nichts, aber ließen mich nicht hinaus, sie wollten mich aushungern. Ich zeigte ihnen durchs Fenster Mehl, das sie sehr gern essen, Spiegel, Tabak — sie schüttelten grinsend den Kopf. Da griff

ich endlich zur Farbe und zeigte ihnen deren Wirkung auf einem Stück Holz. Sie stutzten, verhandelten untereinander und wurden um der Farbe willen zugänglich; ich gab ihnen alle, die ich hatte.

Sammeln kann ich hier, daß ich das Material kaum bewältigen kann. Auf einer Kanufahrt habe ich neulich Tange und Algen in so eigenartigen Formen gefunden, daß ich Dir davon Dubletten schicken will. Sind diese kleinen, feinen, tannenförmigen Gewächse nicht bildschön? Und nun erst die Fische! Dieser Reichtum an Formen und Farben! Es ist mir eine Beruhigung, daß Godeffroy die Fische sogleich nach ihrer Ankunft malen läßt, ich fürchte nämlich sonst, daß der Spiritus den Farbenzauber zerstört. Schade, daß man den Pflanzen und Tieren nicht etwas von ihrem Drum und Dran mitgeben kann. Losgelöst aus der näheren Umgebung kann alles nachher im Museum nicht so wirken, wie es sollte. Wie wird mir sein, wenn ich Dir erst dort alles selbst zeigen kann!

Für heute Lebewohl,
und sei herzlichst begrüßt von
Deiner Mutter

Hamburg, 5. 11. 1870

Sehr geehrte Frau Dietrich!

Mit Freuden erfuhren wir von den Herren Rabone Feetz & Comp. in Sidney, daß daselbst 28 Kisten und zwei Fässer Naturmaterial sowie zwei Kisten mit Pflanzen von Ihnen angekommen sind; mit der „Susanne“ sind neulich hier in Hamburg 2 Kisten Spirituspräparate, eine Kiste Herbarien, eine Kiste Vogelbälge und eine mit Seeconchylien und Seesternen eingetroffen. Nun möchten wir gern von Ihnen Holzsorten haben: Probelöcke der dort vorkommenden Arten, vier Stück von jeder Sorte, zwölf Zoll hoch. Die Blöcke müssen alle mit eingeschnittenen römischen Ziffern numeriert und entsprechend im Register aufgeführt sein; numerierte Zweige und Blätter müssen diejenigen Nummern begleiten, deren lateinische Namen Sie dort nicht mit voller Bestimmtheit beifügen können. Die gesandten Moose sind schon in Halle bearbeitet und in einer wissenschaftlichen Abhandlung besprochen. Über die Algen schreibt uns Dr. Grunow: „Es ist mir ein besonderes Vergnügen, die entschieden neuen Arten nach ihrer im Dienst der Wissenschaft ebenso eifrigen wie mutigen Entdeckerin nennen zu können: *Amansia Dietrichiana* und *Sargassum Amalie*.“

Wir grüßen Sie inzwischen freundlichst
i. A.: Schmelz, Custos am Museum Godeffroy

Nach der Heimkehr (1873) verlebte Amalie Dietrich dreizehn Jahre im Hause Godeffroy. Sie arbeitete so viel sie mochte im Museum, von dem sie einen großen Teil zusammengetragen hatte. Sie war ein gern gesehener und wohl der originellste Gast in den ersten Familien der Stadt. Aber auch in mancher Kellerwohnung und in manchem Hof ihres Stadtteils verkehrte sie freundschaftlich und hatte für alle Leiden einen guten Rat, einen bitteren, aber wohltuenden Trank oder ein scharfes Zugpflaster.

Immer wieder bedauerte sie, daß sie so wenig gelernt hätte und besuchte viele Vorträge. Als sie einmal las, daß in Berlin ein Kongreß für Anthropologen stattfände, bei dem auch über Australien gesprochen werden sollte, fuhr sie hin und bat, die alte braune australische Ledertasche in der Hand, um Einlaß. Der Diener verweigerte es, weil Frauen sowieso ausgeschlossen wären. Schließlich erreichte sie, daß der Vorsitzende, Geheimrat Professor Neumeyer, herbeigeholt wurde. Der stellte sie sofort dem Vorstände vor und sagte: „Ich denke, der Frau Amalie Dietrich gebührt in unserer Versammlung ein Ehrenplatz.“ Bei diesen Worten rollten ihr die Tränen über die gefurchten Wangen.

Nach der von ihrer Tochter — Charitas Bischoff — geschriebenen Biographie, bearbeitet von Wilhelm Blume

Bekenntnis

Es gibt eine treibende Kraft: Sehnsucht nach dem Unbekannten, Abenteuerlust.

Es gibt eine große Lehre: Einsamkeit, Schweigen, Horchen.

Es gibt eine hohe Schule: das Leiden.

Es gibt einen Friedefürsten: die Arbeit.

Es gibt eine siegreiche Waffe: die Güte.

Es gibt ein altes Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Es gibt eine Tat: sie heißt Hingabe;

Hingabe aber ist Erfüllung des Lebens.

Fridtjof Nansen

Mutter und Tochter



1. { Spinn, spinn, mei-ne lie-be Toch-ter, ich kauf dir'n Paar Schuh. } Ich
 „Ach ja, mei-ne lie-be Mut-ter, auch Schnal-len da-zu.“

kann ja nicht spin-nen, es schmerzt mich mein

Fin-ger und tut und tut und tut mir so wehl“

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
 ich kauf dir 'n Paar Strümpf!
 „Ach ja, meine liebe Mutter,
 schöne Zwicklein darin.
 Ich kann ja nicht spinnen,
 es schmerzt mich mein Finger
 und tut und tut und tut mir so wehl!“

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
 ich kauf dir ein Kleid!
 „Ach ja, meine liebe Mutter,
 nicht zu eng und nicht zu weit.
 Ich kann ja nicht spinnen,
 es schmerzt mich mein Finger
 und tut und tut und tut mir so wehl!“

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
 ich kauf dir ein'n Mann.
 „Ach ja, meine liebe Mutter,
 der steht mir wohlan!
 Nun kann ich schon spinnen,
 es schmerzt mich kein Finger
 und tut und tut und tut mir nicht wehl!“

Aus „Des Knaben Wunderhorn“